



PARTY 4 YOUR RIGHT 2 FIGHT

Der Verlauf einer Revolution lässt sich im Vorfeld nicht abschätzen. Genauso wenig wie Interviewverhältnisse.

Wenn man Interviews mit Menschen führt, die aufgrund von sozialen Parallelen eine Projektionsfläche zur eigenen Identifikation bieten, dann ist der Weg – sprich: das Gespräch selbst – oft das eigentliche Ziel. In diesem Fall haben zwei Inder sich wochenlang akribisch auf ein Gespräch mit M.I.A. vorbereitet, dem tamilischen Wunderkind aus London. Am Ende haben sie sich alles dennoch ein wenig anders vorgestellt.

Zwei Stunden Fahrt von Heidelberg nach Köln bieten genug Zeit, um das von Kritik und Fans gefeierte Erstlingswerk von Mathangi "Maya" Arulpragasam nochmals Revue passieren zu lassen. "Arular" erschien im Jahr 2005 auf XL Recordings, der Labelheimat von Dizzee Rascal, The Prodigy und The White Stripes. Das Album trotzte mit einer schroffen Selbstverständlichkeit selbst den traditionell gut trainierten Hörgewohnheiten der Briten. Ihr gewagter Soundclash aus Pop, Grime, Dancehall, Baile Funk und Weltmusik brachte ihr angeblich innerhalb von 20 Minuten einen Plattenvertrag, später dann eine Nominierung für den Mercury Award und jede Menge Respekt aus der US-Hip-Hop-Szene ein. Bei all dem hatte sich M.I.A. ganz bewusst entschieden, alles typisch Indische aus den Produktionen zu verbannen. Klar, es gab die textlichen und grafischen Verweise auf ihren ethnischen Ursprung und die Flucht ihrer Familie aus Sri Lanka, wo der Vater als Freiheitskämpfer im Untergrund tätig gewesen war. In der Musik selbst aber fand sich im Grunde keine Entsprechung, trotz des Erfolges der Panjabi MC / Jay-Z-Kollabo "Mundian To Bach Ke", trotz der damals schwer angesagten Indien-Samples auf Tunes wie "Indian Flute" von Timbaland & Magoo. "Es war wichtig für mich, nicht stereotypisiert zu werden. Ich wollte nicht als indische Künstlerin wahrgenommen werden. Ich musste erst so gut wie der Westen sein, um die Hörer danach überall hin mitnehmen zu können, wo ich hingehen möchte."

Ein Einwand, der erst dann verständlich wird, wenn man die Desi-Szene kennt. Mit Panjabi MC rutschte 2002 nämlich nur die Spitze des Eisberges ins Rampenlicht der Weltöffentlichkeit – und zwar mit einem Song, der den größten Anteil seines Reizes offensichtlich aus der Verwendung des "Knight Rider"-Themas bezieht. Oberflächlich gesehen eine gelungene und zumindest im Club gut funktionierende Idee. Doch das Problem wird klar, wenn man feststellt, dass der überwiegende Teil der riesigen indisch(stämmigen) Musikerszene lediglich noch einem amerikanischen Soundideal hinterher zu jagen scheint. Der Mehrwert besteht allein in der Verwendung indischer Samples, wodurch die Zielgruppe klar definiert wird und die Musik ihr ethnisches Umfeld kaum verlässt. Dieses Problem hatte M.I.A. hingegen nie: Ihre Konzerte sind ein buntes Zusammentreffen verschiedener Kulturen und gesellschaftlicher Schichten, während die Desi-Szene "Arular" schlichtweg ignorierte. "Als wir 'Galang' herausbrachten, wollten es bestimmte indische Sender in England nicht spielen, weil es nicht indisch genug war", bestätigt M.I.A. "Als ich derartige Reaktionen bekam, war für mich klar, dass ich dieser Szene nicht angehören kann. Die sind bescheuert, denn auf diese Weise kann man im Westen nichts erreichen. Kein Inder, den ich kenne, macht tatsächlich Musik, die aus Indien stammt. Das ist alles Black Music, ob R&B oder HipHop. Meine Mission war zu beweisen: Auch wenn du braun bist, kannst du trotzdem cool sein. Es macht nichts, wenn du kein Englisch sprichst. Du kannst später trotzdem ein Popstar in England werden. Das war meine Message, und die ist weitaus größer als die Bhangra-Szene. Glaub

mir: Die wird das eines Tages auch verstehen." Mit ihrem neuen Album "Kala" ist dieser Tag vielleicht schon gekommen. Hier greift M.I.A. mehrfach sehr offensichtlich in die große Kiste musikalischer Indien-Referenzen. Mit der Singleauskopplung "Jimmy" liefert sie den von allen Seiten geforderten Crossover-Hit, der ihren Hang zur Inszenierung nach Diktatorenvorbild und die textliche Erwähnung terroristischer Organisationen salonfähig machen soll. Der gesampelte Hindi-Song "Jimmy Jimmy Jimmy Aaja" aus dem Bollywood-Klassiker "Disco Dance" von 1982 wirkt so schnulzig, dass er rein akustisch völlig aus dem Rahmen des Albums fällt. Näher an ihrem tamilischen Ursprung ist da schon die Streetsingle "Bird Flu", deren Video schon Monate vorher auf YouTube und MySpace zirkulierte. "Das Video haben wir am Strand eines kleinen Fischerdorfs gedreht", berichtet

"Kein Inder, den ich kenne, macht tatsächlich Musik, die aus Indien stammt. Das ist alles Black Music, ob R&B oder HipHop. Meine Mission war zu beweisen: Auch wenn du braun bist, kannst du trotzdem cool sein. Es macht nichts, wenn du kein Englisch sprichst. Das war meine Message, und die ist weitaus größer als die Bhangra-Szene."

M.I.A. "Als wir dort ankamen, waren die Leute sehr hilfsbereit. Außerdem wir schon bei der Sichtung des Dorfes beobachtet, dass es überall Lautsprecher gab. Also dachten wir uns: Okay, die mögen schon mal Musik, die werden sich wegen uns nicht anstellen. Vielleicht ein guter Ort, um eine Party zu schmeißen."

Vom Dorf aus ging es nach Chennai, auch bekannt als Madras, dem Zentrum der tamilischen Filmindustrie Kollywood, die nach Bollywood die zweitgrößte Indiens ist. Hier finden sich die Studios großer Film- und Musikproduzenten, deren Werke für einen N.R.I. (kurz für: Non Resident Indian) ein Maximum an kultureller Beziehung zu seinem Heimatland und Abkehr von seinem westlichen Alltag bieten. Einer, der das indische Game seit Anfang der Neunziger mit seiner Musik völlig umgekrempelt hat, ist der Produzent Allah Rakha Rahman. Mit seinen Produktionen, die indische Elemente mit westlichem Pop vermischen, avancierte A.R. Rahman zum bekanntesten Musikproduzenten des indischen Filmgeschäfts. Heute hat er in seinem Land einen Status inne, der durchaus zu vergleichen ist mit dem eines Timbaland in den USA. Schon kurz nach dem Release von "Arular" kamen Gerüchte einer Zusammenarbeit zwischen M.I.A. und Rahman auf, doch sein Name taucht in den endgültigen Credits von "Kala" nicht auf. "Ich habe nicht direkt mit Rahman gearbeitet", erklärt Maya. "Aber er hat mir eine Liste mit den Kontakten zu seinen Musikern gegeben, was seine Art war, mir zu sagen: 'Mach das Beste daraus'. Er ist unglaublich, eine echte Legende. Ich war auch in seinem Studio. Letztlich genutzt habe ich aber das Studio seiner Schwester, das eine Art LoFi-Version seines großen Studios ist. Das ist zwar ein Unterschied wie zwischen Timbalands Studio und einem Wandschrank, aber mein Produzent Switch und ich mussten 24 Stunden am Tag darauf zugreifen können, und wir wollten einfach nicht so viel Geld ausgeben. Also habe ich mich für die Möglichkeiten

des Wandschranks entschieden. Ins große Studio bin ich nur gegangen, wenn ich zum Beispiel 30 Drummer auf einmal aufnehmen musste."

Vielleicht geht es ja wirklich nicht anders. Vielleicht sind die kulturellen Unterschiede doch zu groß. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit meinem Cousin in Indien, der um einige Jahre älter ist als ich und der mir einst eröffnete, dass er Aquas "Barbie Girl" wirklich mochte. Zunächst machte sich bei mir blankes Entsetzen und Unverständnis breit, bis ich den Kontext indischer Plastik-Kitschfilme auf Soap-Niveau und das Verlangen der Inder nach einfacher medialer Verköstigung einbezog. Da passte die positive Rezeption dieser Ausbeute des Bubblegum-Pophölle wieder ins Bild. Aber wie soll ein Indien, dessen Techno- und Rock-Auswüchse uns im Westen wie ein verwässerter Abklatsch längst etablierter Soundästhetiken vorkommen, erst auf die harte und verstörende Musik einer M.I.A. reagieren? "Ich traf dieses Kid, das mit Yuvan Shankar Raja arbeitet. Ihr kennt doch Ilaiyaraaja? Sein Sohn Yuvan ist einer der jungen indischen Produzenten. Als ich bei Yuvan war, produzierte er Jungle, und ich zeigte ihm paar Baltimore- und Baile Funk-Sachen, so nach dem Motto: 'Ey, Jungle war vor 15 Jahren.

Let's keep going.' Das war interessant, aber Indien wird immer eine bisschen weichere Musik produzieren. Dort schießen einfach keine Kids durch die Straßen und verkaufen ihrer Mutter Crack. You can only get a raw sound, if you are raw and comin' from that sort of place. Aber wenn du zu A.R. Rahman in Studio kommst, musst du deine Schuhe ausziehen, darfst kein Fleisch essen, keinen Alkohol trinken und nicht rauchen. Es ist ein sterile Umgebung, sehr gottesfürchtig. Denn Musik ist nach Meinung der Inder ein Geschenk der Götter. Und jeder, der dort eintritt, um Musik zu machen, muss diesen Respekt mitbringen. Ich denke, dass Indien wirklich gut darin ist, wunderschöne Musik zu produzieren, aber keine Musik produzieren kann, die eine aggressive Straßenkultur widerspiegelt."

Eine Beobachtung, die Maya nicht nur auf Indiens gesetzte Filmmusikszene bezieht, sondern auch auf amerikanische Top-Producer wie Timbaland. Denn wenn man ein wenig tiefer geht in der Suche nach Parallelen zwischen den beiden notorisch gefeierten Genre-Crashern Arulpragasam und Mosley, wird schnell klar, dass diese nicht viel weiter reichen, als man kürzlich in dem relaxten bis gelangweilten Wortwechsel bei YouTube sehen konnte. "Letztlich haben wir beide einfach einen unterschiedlichen künstlerischen Background. Ich bin in erster Linie Künstlerin und dann erst Musikerin. Und Timbaland ist nun mal in erster Linie Musiker. Aber es war ein interessanter Prozess, mit ihm zu diskutieren. Es hat sowohl mir als auch ihm gut getan", erklärt Maya. "Wir hatten uns über unsere indischen Musiksammlungen unterhalten, außerdem hatte ich ihm paar afrikanische Sachen vorgespielt. Es gibt dort die sogenannte Kuduru-Szene, das sind Straßenkids, die mit ihren Handys Musik machen. Ich spielte ihm das also vor und sagte zu ihm: 'Guck, das sind afrikanische Kids mit zwei Pfund in der Tasche, und die haben einen viel dickeren Sound. Viel intensivere und progressivere Musik, die brauchen dich dafür nicht.' Diese